

**Der Sturmgesang der Liebe.**

Roman von Robert Heymann.

(6. Fortsetzung)

(Nachdem verboten.)

Und darum gab die Natur dem Menschen Zorn und Grimm, Stolz und Empörung. Darum adelte sie ihn mit der Kraft der Leidenschaft, daß er in heiligen Momenten alles von sich werfe, was häßlich und faul, unwürdig und klein in ihm ist und werde wie das Meer, so frei und erhaben . . ."

"Sie sprechen, wie ein Mann sprechen soll und sprechen nur eben von Männern. Aber wir Frauen."

"Den Frauen gab Gott die Liebe als Mirakulum, das sie erkennen und daraus sie allen Schutz und alle Waffen für ihre Freiheit nehmen sollen."

Sie blickte ihn an. Ein Lächeln konnte sein Gesicht, das alle Bräune verloren hatte. Aus der Tiefe ihrer Augen brach ein sieghaftes Leuchten, und mächtigste Mächte drängten sich ihm entgegen. Eine

Steig' zu Sternenhöhen,  
Steige, deutscher Sang!  
Laßt die Banner wehen!  
Schalle, Glockenlang!  
Aus der kleinsten Hütte  
Dringt zu Gottes Thron  
Für dich fromme Bitte,  
Hohenzollernsohn!

Dem  
Kaiser

weich. In den Ton ihrer Stimme mischte sich ein Aufschluchzen.

Die Kraft in ihm sprach: Definie deine Arme weit und nimm sie im Namen der gebenedeiten Liebe. Aber die Sitte und die Konvention der Gesellschaft lähmte seine Arme.

Sie fühlte instinktiv die Gefahr, die von ihm ausging. War es Gefahr? Sie sehnte sie herbei voll Blick und mit jagenden Pulsen. Aber sie reichte ihm die kühle Hand mit unsicherer Gebärde. "Leben Sie wohl —"

Er hielt ihre Hand fest. Er legte alle Kraft und allen Sieg in den leisen Druck seiner Finger. Er hielt sie fest, als wollte er sie nicht mehr frei geben.

"Wann sehen wir uns wieder?"

Seine Worte drangen aus weiter Ferne an ihr Herz. Sie wollte lächeln, jauchzen, weinen, schluchzen. Sein Blick pochte in ihrem Blut, und seine Liebe sprach in heftigen Herzschlägen zu der ihren.

Wo heut Deutsche weilen  
In der Fremde drauß,  
Auch nicht tausend Meilen  
Lösche Liebe aus,  
Und ein freudig Grüßen  
Uebers Weltenmeer,  
Trägt der Wind zur süßen,  
Trauten Heimat her.

1859



1915

Anser Tun und Streben  
Wollen wir Dir weih'n,  
Bis zum Tod ergeben  
Dir, o Kaiser, sein!  
Wie die Regenwolke  
feld und fluren speist,  
Nähst in Deinem Volke  
Du den deutschen Geist.

Wilhelm II.

zum 56. Geburtstag

Feterliche Stunde!  
Knüpf mit heil'gem Band  
Alle in der Kunde  
An das Vaterland;  
Wir geloben's wieder:  
Treu zu sein und wahr,  
Eines Volkes Glieder  
Fest und immerdar!

Heinrich Benckner.

Welle der Leidenschaft floß von ihm über auf sie. Doch dann schloß sie erschrocken ihr Herz und schritt schneller voran.

Ich bin des anderen, dachte sie voll Schrecken, und laut fegte sie hinzu:

"Dort vorne liegt das rote Licht des Fischers Feins durch die Nacht."

"Wie ein müdes Auge, das sich bald schließen will."

"Sie werden müde sein."

"Müde? Ich könnte eine Welt noch erobern — Und bin ich nicht eine Welt für ihn? dachte Renate. Und ist er mir nicht plötzlich alles geworden, Freiheit, Leben, Glück, und ist das nun die Liebe?"

Sie schauderte zusammen. Das Mirakulum ihres Herzens öffnete sich weit und warf den Strahl seines goldenen Schatzes durch ihre Augen.

Er stand stumm da vor der Majestät ihres Stolzes und blickte sie an.

"Wir müssen nun Abschied nehmen," sagte sie

Da stand eine blasse Furcht in ihr auf, großgezogen und gezüchtet von dieser willensschwachen, unfreien, mit Aberglauben erfüllten Mutter, und diese Furcht sah sie als Opfer des Bannes, als Vestalin des Fluches, als Beute des geheimnisvollen Schicksals, um den Geist des einmal Gemordeten zu versöhnen.

Sie sah sich als Opfer für das Leben des Bruders, dem ewige Gefahr aus dem Blutbann drohte — so sagte die Mutter.

Und du bist des andern —

Sie zog heftig ihre Hand zurück und barg sie unter dem Schal. Diese schmale, leuchtende Hand froh schreckhaft unter die Schatten der Finsternis und erlosch wie ein rasch aufgelobertes Licht.

Da wurde es dunkel um ihn her, und er verneigte sich stumm.

Sie aber wandte sich und floh durch die Nacht; er konnte nichts mehr hören von ihrem Schluchzen. Ihr Herz starb fast vor Weh. —

6. Kapitel.

Nie in ihrem bisherigen Leben war Renate innerlich so ausgeglichen gewesen wie jetzt. Nie war sie so unzufrieden mit sich selbst, wie seit dem Abend, da sie Joachim Nennert zum letzten Male gesprochen.

Sie suchte umsonst das Leid zu überwinden, das sie niederdrückte und für das sie sich selbst die Erlösung unterdrückte. Sie gebot ihrem Herzen Schweigen und legte ihrer Vernunft Fesseln an.

Doch dieses Widerpiel wachte sich. Sie verlor schließlich alle Fassung, und als Kurt von Oldensfott ihr mit einer plumpen Frage nahte, da brach die Klarheit impulsiv sich eine Bahn, und sie erkannte plötzlich an dem Maße des Widerwillens gegen den Baron die große Zustimmung zu Joachim Nennert. Sie begriff, daß sie so, in diesem Zwitzerzustand, nicht mehr leben konnte. Also ging sie mit sich selbst zu Rate. Sie war feige und floh vor der Erkenntnis, daß sie liebte. Aber sie war ehrlich. Dieser vornehme Grundzug ihres Charakters bewahrte sie vor einem unwürdigen Kompromiß. Als sie sich darüber klar war, daß der Gedanke an eine Verbindung mit Kurt von Oldensfott ihr Schrecken einflößte, zögerte sie nicht, länger, sich ihm zu offenbaren.

Am einem Mittag — es ging dem Herbst entgegen, und die See war sehr unruhig — sagte sie ihm mit überlegt gewählten Worten, daß sie ihr Herz gepreßt hätte und ihr Wort zurückbegehre. Seine Ruhe ermutigte sie. Sie merkte, daß er vorbereitet war, und sie atmete auf, ihn nicht auffahrend und erpaktiert zu sehen. Aber seine Ruhe war nur Schein. Er empfand Renates Geständnis als eine Beleidigung ungleichem. Verletzte sie doch sein gewichtigstes Gut — die Eitelkeit; dazu kam, daß er Renate in seiner Art leidenschaftlich liebte. Er rüstete sich also zur Gegenwehr, entschlossen, um keinen Preis nachzugeben.

Nachdem er sie angehört, meinte er mit hämischem Lächeln:

„Du hättest eigentlich gleich von Anfang an wissen müssen, ob Du mich liebst, Renate.“

„Vielleicht. Doch habe ich Dir von Anfang an gesagt, daß ich wohl nicht jene heilige große Liebe für Dich hegen kann, die es geben soll...“, sie sagte die letzten Worte flüsternd. Sein beobachtender Blick wurde giftig.

„Ich habe mich mit dem Maße begnügt, das Du für mich übrig hattest, und hoffte auf späteres Verständnis.“

„Das hat sich nicht eingestellt.“

„Die Zeit war zu kurz bis jetzt, um solch folgenschweren Entschluß fassen zu dürfen.“

„Sie ist eigentlich schon zu lange für mein Zaudern...“

Er sprang auf und polterte nun rücksichtslos daher, absichtlich die Gräfin weckend, die im oberen Stockwerk schlief.

„Wir wollen die Heuchelei gegeneinander aufgeben, Renate. Deine plötzliche sogenannte Erkenntnis kam Dir nicht selbst.“

Sie schwieg eine Weile.

„Das mag sein“, meinte sie dann nachdenklich.

Er trat wutbebend dicht vor sie.

„Dann war es ein schmählicher Betrug.“

Das gewöhnliche Wort traf sie wie ein Pfeilschloß und trieb sie einen Schritt zurück.

„Betrug...“ wiederholte sie, bemüht, den Sinn zu fassen.

„Zunächst, Betrug! Ich hätte wissen sollen, daß Weiber launisch und wandelbar sind wie das Meer, weiter! Ich hätte Dir den Umgang mit diesem Bremerer Erdhöhlenbauer verbieten sollen! Einfach verbieten! Und wenn er mir wieder den Fuß über die Schwelle von Friedrichswert setzt, dann will ich ihn mit der Keitpeitsche empfangen. So, das ist meine Antwort!“

Renate stand regungslos wie ein Steinbild da; sie hätte ihm Schrecken einflößen können, würde er sie angeseher haben.

Die Gräfin kam eilig die Wendeltreppe herab.

„Ich höre Ihre laute Stimme, Kurt —“

Renate, was habt Ihr denn zusammen?

„Sie will ihr Wort zurückhaben — will sich loslagern von mir — es soll Stundal geben — es gab dessen ja noch nicht genug im Hause derer von Friedrichswert.“

„Kind, Kind!“ sagte die alte Gräfin klagen. Renate ging an ihr vorüber, ohne sie zu sehen. Ihr Wesen atmete jene schrankenlose Empörung, die wie Sturmflut die Seele überpeitscht und alle Dämme der Gewohnheit niedereißt.

Er trat vor ihrem nammonen Gesicht zurück.

„Du bist — Du bist — infant!“ sagte sie mit unnatürlich hart klingender Stimme.

Er faßte sich und lachte roh.

„Weil ich die Wahrheit erraten habe?“

Da wachte das Blut der Herren von Holsburg in ihr auf, die die Normannen geschlagen. Da reckte sich die jahrhundertalte Masse hoch:

„Wenn ich die Reitgerte zur Hand hätte...“

Doch dann fiel rasch der Paroxysmus ihres Zornes ab, und sie wandte sich in unsäglicher Verachtung:

„Dann, daß Du mir Gelegenheit gabst, Dich kennen zu lernen.“

Sie verlieh hoch auferichtet das Zimmer. Als sie aber in ihrer Mädchenkammer angekommen war, in diesem etwas kalten Raum, den nur ein roter Asternstrauch durchwärmte, wo ihre Jugend herangereift war in leidenschaftsloser Reflexion, da war es mit ihrem Stolz zu Ende.

Sie sank über das Bett und weinte bitterlich. Denn ihre Seele hatte eine schmerzende Wunde empfangen. Nicht, daß er sie geschmäht, war das Uebermaß der Beleidigung, das sie empfand. Daß er ihn herabgezogen hatte, ließ ihr Herzblut rinnen und löste schrankenlose Erbitterung in ihr aus.

Schließlich, da alles still um ihr war, hob sie den blonden Kopf. Eine goldige Erleuchtung war über sie gekommen. Das Zimmer schwamm im Sonnenlicht. Eine Woge von Helligkeit drang durch das Fenster; und ihr Herz wurde leicht und hob sich in zitternder Inbrunst dem Lichte entgegen.

Ihre Seele bebte vor Wonne, und Jubelieren erfüllte ihre Brust. Das Allerheiligste der Natur hatte sich ihr plötzlich geöffnet und voll jugendlichen Schauerns sah sie das Wunder, das ewiglich ist und immer neu eine Apotheose der Göttlichkeit darstellt. In dieser Stunde beglückte sie, daß sie Joachim Nennert liebte.

Die Gräfin nahm die Sache erst nicht ernst. In die schwüle Stimmung dieser Stunde hinein traf die Ankunft Rudolf's.

Renate begrüßte ihn, wie immer, ohne Scheu. Sein stüchtiges, ungestohes Wesen fiel ihr auf. Mit Kurt wechselte sie kein Wort. Diese Mißstimmung mußte Rudolf alsbald fühlen. Er hatte Andeutungen Oldensfotts halb wieder vergessen.

„Aber was habt ihr denn nur?“ fragte er verwundert. Der Baron erzählte ihm halb ironisch, mit verletzender Nonchalance, von Renates Entscheidung.

Der Bruder nahm die Sache sehr humoristisch. Renate bemühte sich, ihre Ruhe zu bewahren; Rudolf fühlte sich niedergedrückt durch die Stille des heimatischen Lebens und sehnte sich nach Berlin zurück. Er war voller Unruhe wegen Frau von Bederitz und ärgerte, daß er sich nach Friedrichswert hatte locken lassen. Er fuhr Renate unwirsch an. Doch sie hielt ruhig stand. Er wurde verwirrt und etwas hilflos ihrer sicheren Beherrschung gegenüber.

„Ja, Mädel, liebst Du denn Kurt nicht mehr?“

„Nein.“

„Aber man ändert doch nicht so mir nichts dir nichts seine Meinung!“

„Es kam über mich in langer Zeit — ich hätte ihm wenigstens Freundschaft bewahrt.“

„Dafür danke ich“, bemerkte Oldensfott sarkastisch. Sie hörte nicht hin — „wenn er sich nicht in einer Weise gegen mich benommen hätte, die eines Edelmannes unwürdig ist“, ergänzte sie rasch.

Oldensfott protestierte. Renate erhob sich und erklärte, sie sei der Differenzen müde. Doch das Nachwort der Mutter hielt sie. Die alte Gräfin mischte sich mit ihrer klagen Stimme ein. Sie

wartete Renate vor dem Fluch des Himmels und erfüllte das Zimmer mit Reflexionen, die schließlich das gequälte Mädchen zu heftigen Widerspruch reizten.

Das war das Signal für die beiden Männer, mit vereinter Kraft sich gegen sie zu wenden. Die Ausnahmesehung nahm, trotzdem Rudolf und Kurt mit Rücksicht auf die Gräfin die Form wählten, eine rücksichtslose Schärfe an.

Renate fühlte den Eklat in ihre Kehle steigen. Die Gegenwart des Barons erstarrte sie.

„Wollt Ihr mich denn preisgeben?“ rief sie verzweifelt dem Bruder und der Mutter entgegen.

Rudolf schwieg.

„Preisgeben!“ jammerte die Gräfin. „Welch ein Wort! Man heiratet nicht aus Liebe.“

„Dann erniedrigt man sich!“ entgegnete Renate.

„Und was besitzt eine Frau dem Höheren als ihre Würde?“

„Du willst wohl eine Mesalliance schließen — aus Würde?“ fragte Rudolf erregt. Sie sah ihn eine Weile an; er wandte den Blick ab —

„Du, Rudolf, sprichst so? Willst Du Deine Schwester verraten an ihren Feind?“

Er schwieg. Die Gräfin erklärte, man solle den Familienrat einberufen. Es müsse etwas geschehen. Zu ihrer Zeit hätte man ein so misrautes Kind ins Kloster getan. Aber auch heute müsse es Wachtmittel geben. Nachdem sie so ihre Energie erschöpft, versief sie wieder in Klagen. Aber Renate blieb starr.

Neuerlich.

Aber in ihrem Herzen brach eine Welt zusammen.

Sie hätte aufschreien mögen vor Weh. Das war alles so verächtlich, klein und niedrig! Handelte man denn um sie? Weil Oldensfott reich war? Weil der Bruder Geld benötigte? Oder nur, weil sie standesgemäß untergebracht werden sollte? War da ihr Lebensglück nicht wichtiger als das Gerede der ganzen Bewandtschaft in Berlin?

Man gab sie nicht frei. Die Gräfin beharrte bei dem Familienrat.

„Du wirst Salden schreiben“, sagte sie zu Rudolf.

„Wir müssen einen energischen Mann über haben.“

Der Name Landeck-Salden erfüllte Renate mit jäher Furcht. Das war derselbe, der nach des Grafen Friedrichswert traurigen Ende wie ein Geschäftsmann im Schlosse gehaust, kein Wort für den Toten gefunden. Der seiner höchstens mit ein paar aalglatten Bemerkungen gedachte.

Renate hatte einen hochgeschossenen Herrn mit großem, blendenden Stehragen in Erinnerung, der im Nacken den roten Hals in Falten presste. Ein verwachsenes Gesicht mit frohgelbem Haar und einem Monotel, das die eiligen Züge in schiefe Linien zwang.

Ein Gefühl der Kälte überlief sie. Sie blickte sich um; wohin ihr Auge traf — Feinde.

Wie hätte sie solche Barbarei des Gefühls für möglich gehalten. Die Mutterliebe, die Brudertreue versagten.

Warum?

Um eines üblen Phantoms willen. Wie häßlich, wie ungemein häßlich das alles war!

Man ließ sie allein. Mit triumphierendem Blick war Oldensfott gegangen. Denn sollte sie ausgeliefert werden?

Dann lieber den Tod!

Doch in die grauen Reflexionen ihrer Verzweiflung, ihres wunden Stolzes trat plötzlich ein liches, herrlich-starkes Bild: Joachim!

Und die Worte klangen in ihrem Ohr: „Der Frau gab Gott die Liebe als Mirakulum, das sie erkennen und daraus sie allen Schutz und alle Waffen für ihre Freiheit nehmen soll.“ Die Worte gewannen Leben und Form.

Danke dir, du Betreuer, Starter, daß du mich ausgerüstet hast mit solchem Troit! Ich habe das Mirakulum erkannt, und ich nehme daraus meine Waffen und meinen Schutz!“

Sie ging in ihr Zimmer und wartete bis zur Nacht. Niemand hörte sie. Als alles still geworden war, schlich sie sich aus dem Schlosse. Das war leicht; sie unternahm häufig nächtliche Spaziergänge.

Das Meer domierte gegen die Schutzbäume. Klänge, brause, wie die Musik der Begeisterung, die ewige, starke See! Du lebendiges Gleichnis der Freiheit! Einde das Hohe Lied der Liebe! Vor des alten Jense's Hüfte hielt sie und klopfte. Der Schiffer trat mit festem Schritt in die Nacht hinaus. Wie er sie sah, nahm er hastig die Pfeife aus dem Mund. Sie drückte ihn schnell einen Brief in die raue Hand:

"Jense, ihr wißt, daß ich nichts tue, was nicht recht wäre vor Gott und den Menschen. Und Ihr liebt ihn — wahr! uns beiden die Treue und besorgt den Brief."

Ehe er etwas erwidern konnte, lief sie wie ein schneies Reh zurück.

Er sah ihr nach, bis ihr Schatten im Nebel verschwand, und drehte den Brief unschlüssig zwischen den Fingern. Dann las er die Adresse:

An den Herrn Ingenieur Joachim Renimert in Bremen."

Er hielt inne. . . . "Ah sooo . . . sooo . . . hin . . . dann ging ein breites Lachen über sein runzliges Gesicht und legte es in ungezählte Falten. . . . hin, hin . . . ah sooo . . ."

Er nahm einen Priem und barg das Schreiben an seiner Brust.

Am nächsten Morgen fuhr er nach Bremen. — "Du bist seit einiger Zeit seltsam verändert," sagte Ruth zu Joachim.

Er starrte ins Leere. "Fürdest Du?"

"Ich kenne Dich als einen Menschen, der nie das Gleichgewicht seines Lebens verlor."

Er lächelte vor sich hin. Die Schwester fuhr eifrig fort:

"Daß Du Dich aber vor allen Menschen verschleißest, daß Du gerade vor mir den Grund Deines Kummers verbirgst, kränkt mich."

Er stand auf und strich ihr über den Scheitel. Das tat er gern, und sie litt es wohl. Dann sah er ihr eine Weile mit geschlossenen Brauen in die Augen.

"Du kannst mir ja doch nicht helfen, Mabel. So eine Sache muß man mit sich allein austämpfen. Aber der Sieg fällt schwer."

"Du?"

"Ja, mir."

"Dann ist's Außergewöhnliches."

"Ja, für mich wenigstens."

Sie blickte ihn klar an. "Joachim — eine Frau?"

Er tat ein wenig erschrocken. "Du hast's erraten."

"Ich dachte es mir schon lange. Laß mich glauben, daß sie Deiner würdig ist."

"Das ist sie, Ruth."

"Und doch kränkt Du Dich?"

Er schob einen Sessel herbei und setzte sich neben sie.

"Was ist das, Ruth: Wenn ein Mann einer Frau — zwar mit Worten nicht, aber mit hundert Gebärden — seine Seele darbringt und um sie wirbt, küßt und voll Ehrerbietung, und diese Frau wird immer ablehnender, stummer und scheuer — was ist das, Ruth? Ist das nicht ein sicheres Zeichen, daß das Werben dieses Mannes auf fremden Boden fiel und keine Gegenliebe zeugen wird?"

Sie schloß halb die Augen:

"Das ist, wenn ich Dich recht verstehe, Joachim, daß diese Frau Dich aus tiefer, unerkannter Seele heraus liebt und Dich äußerlich schieht, weil sie Dir innerlich ergeben ist."

"Ach, ist das nicht ein Widerspruch? fragte er atemlos."

"Nein. Das ist so. So find viele Frauen."

Er sah sie halb zerküßend, halb verwundert an.

"Das sagst Du so, Ruth? Wie so weißt Du das?"

Sie eröfnete und sagte sanft:

"Ich denke es mir."

"Wenn diese Frau aber ihr Wort schon an einen anderen gab?"

"Ja, dann . . ."

Er stand auf:

"Nun weißt Du alles. Frag mich nicht mehr, denn jede Antwort wird mir nur zur Qual. Dabei

ist es unfassbar: Sie, Kriemhild an Glanz und Wert, und er — eine Null. Aber das Leben ist schon so vollgeproft mit Gegenfäden. Man muß sich damit abfinden, und wenn das Herz in Stücke geht!"

Tags darauf kam Jense und brachte den Brief. Wieder war Ruth bei ihm. Er trank Wort für Wort wie schweren Burgunder in sich hinein. Langsam, schlürfend; und wurde voll Trunkenheit, seiner selbst kaum mächtig, unsinnig vor Glück.

Also schrieb sie:

"Du mein Siegfried! Das Meer stürmt und donnert und tobt und schleudert himmelhoch in gigantischer Leidenschaft die leuchtenden Perlen seiner Sehnsucht. Ich habe sie erfasst und begriffen, die Sehnsucht der Wogen, die in leuchtender Herrlichkeit sich zu Bergen bäumen, um also zu zerfallen. Den Himmel zu küssen in bräutlichem Begehrt ist ihr Verlangen. Was hemmen die Fesseln des Menschengeistes vor solcher Jubraun? Und was sind Gesetze und Sitten, mein edler Freund, wenn die Kleinheit der Menschen sie statt zur Erhebung der ihren zur Sklaverei und Erniedrigung mißbrauchen? Mir träumte von einem Leben in eiserner Einkamkeit; so schien mein Schicksal geschrieben zu stehen. Manchmal wohl schauderte ich bei dem Gedanken an Schlimmeres. Ich bin ja eine Friedriehsweib, und der Luftbaum lastet auf meinem Geschlecht; schwer, unerbittlich, wie Sophokles die Last des Grausamen auf die Schultern des Deiphus gelegt. Schon trug ich in meinem Schoß die Frucht für die Kommenden. Da warst Du plötzlich — mir schien, Du siehest aus des Himmels Eder gestiegen — den Fackelbrand Deiner Worte in meine Seele. Sie mag fruchtbares Erdreich gewesen sein. Denn Deine Worte fasten Wurzeln und gedeihen zu starken Pflanzen und erfüllten mein Leben mit dem Dunst nie empfindener, süßer Ahnungen."

Doch das Gesetz der Masse stand da und löschte Deine Worte aus und stieß mich in die Finsternis der Pflicht. Da kamen sie und wollten mich binden und mir meine Ehre nehmen und besudeln meine Frauemürde. Und meine Augen öffneten sich weit und erkannten voll hohem Jubel die Wahrhaftigkeit der Freiheit in der Liebe."

Im Namen dieser Freiheit sage ich Dir: Ich liebe Dich! Will diese Liebe hegen und pflegen wie das kostbarste Kleinod. Will Deiner warten und Dich niemals verraten, will Dir Treue halten wie Gudrum dem Recken Herwig, trotz aller Qual, die sie durch Hartmut erlitt. Nun ich Dich erkannt habe, sage ich es ohne Scheu vor aller Welt und bekeme dieses mein rosengeschmücktes Geschick. Und rufe Dir zu: Komme und rette mich. Man will mich zwingen und demütigen. Rette mich, auf daß ich stolz und erhaben und frei an Deiner Seite die Weihe des Priesters empfangen kann. Ich warte Deiner in der ersten Nacht des vollen Mondes an der Pforte des Schlosses. Halte ein Schiff bereit und lasse uns fliehen. Wir wollen uns ein Leben gründen in Freiheit und Kraft."

Und fragst Du mich, wie groß meine Liebe zu Dir sei, so höre:

"Ich habe die eisernen Bande der Sitte und jahrhundertalter Tradition zerissen und habe meine Seele vor Dir entblößt, was mir die schwerste Sünde erschien bis zu diesem Tage. So liebe ich Dich! Dies schreibt Dir Renate, Dein Weib vor Gott, die es werden will vor allen Menschen."

Ruth ging aus dem Zimmer, als sie sah, daß er in einen Sessel sank und die Fäuste gegen die Stirn presste. Es war ein Loben und Stürmen in ihm, das unbegreiflich war. Er saß Stunden unbeweglich. Dann rief er nach der Mutter und verlangte den Feiertagsrock.

Als Renate den Brief an Jense abgegeben und in die Stille ihres Zimmers zurückgekehrt war, erkannte sie erst, prüfend, den vollen Umfang ihres Tuns. Sie hatte spontan gehandelt nach dem Gebot ihrer suchenden Seele. Nun wurde sie meins mit sich selbst. Die Scham kam über sie. Sie fragte: Was

mag er denken? Ihr Stolz bäumte sich auf gegen sie selbst und geißelte sie. Doch mit vorichreitender Nacht ward sie ruhig. Sie stand ergebungsvoll am Fenster und sah in die Sterne. Die Majestät des Firmaments gab ihr Ruhe und Frieden. Das Meer war stiller geworden; doch noch klangen gewaltig und hehr seine Akkorde der Kraft.

Den kommenden Tag verbrachte sie im Fieber.

Mit dem neuen Monde war herrliches Wetter eingetreten; die Herbstsonne stand, eine gleißende Kugel, über dem Meer; das demütig und still lag wie eine Decke aus Sanit. Sie gingen ihr alle ans dem Wege und nahmen ihr verändertes Wesen als stillschweigende Unterwerfung. Als der Abend kam, schmolte sie sich. Jmmern hatte in ihren stillen, blaffen Mädchenträumen dieser Abend eine Rolle gespielt: wenn der Bräutigam kommen würde, sie abzuholen. Rosmarin und Affen streute sie sich ins Haar. Weißes Linnen floß um ihre schlanken Glieder, und die bebende Büste zwang ein goldener, hoher Gürtel.

Am Witternacht schlief sie sich nieder und hartete. Ihr Blick flog weit mit den wallenden Wogen, die in Ewigkeit flatterten.

So stand sie pochenden Herzens, bald von Blut übergossen, bald fernerbleich, blickte in den blauen durchsichtigen Morgen hinein wie in eine schicksalstündende Kugel und wartete Stunde um Stunde. Doch der Ersehnte kam nicht. Sie hatte ihm ihren Stolz gegeben und ihre Scham und ihre innere Zuversicht. Und er ließ sie stehen in der Blöße ihrer Seele und kam nicht.

Als die Stunden so vorüberzogen, da wurde sie das Opfer grenzenloser Bejahung. Da krallte sich eine leidenschaftliche Verzweiflung in ihrem Herzen fest; sie schlich beim Morgengrauen in ihr Zimmer mit dem entschlichen Gefühl einer Gefangenen. Sie lag fimenlos stundenlang in bangeu Halbtschlaf, als Stimmengewirr sie aufschreckte.

Sie schälte nach der Magd.

Der Herr Ingenieur ist angekommen und hat den Herrn Baron zu sprechen verlangt", meldete die Alte.

Da begann Renates Herz zu jubilieren; wohl jagte blinder Schreck durch ihre Glieder. Die Frage ließ sie erzittern: warum kam er nicht gestern? Warum kommt er heute und fragt nach ihm? Doch sie war voller Zuversicht, daß sie die Aftern fester ins Haar drückte und geschmückt hinunter, ihm entgegen ging. Aber traf sie ihn nicht.

Kurt von Oldenscott hatte etwas verwundert getan, als man ihm den Besuch zu so ungewohnter Stunde meldete. Der alte Kaffellan führte Joachim Nennert in den Salon. Gleich darauf trat der Baron etwas betreten ein und verneigte sich mit jener gewinnenden Liebeshüdigkeit, die in einem grellen Kontrast zu der Drohung stand, die er kürzlich gegen Renate ausgesprochen. Er wies auf einen Sessel. Doch der Ingenieur blieb stehen. Er machte eine gute Figur in dem enganschließenden Gehrock.

"Ich bin in einer ersten Ungelegenheit gekommen, die der Aussprache zwischen Männern bedarf," begann er ohne Umschweife. "Die Frage wird sein, ob ich mich in meinem Urteil nicht getäuscht habe."

Ihre Einleitung klingt geheimnisvoll," spottelte der Baron, setzte sich und schlug affektiert ein Bein über das andere.

Es soll gar keine Einleitung sein. Ich hoffte, Sie würden mich verstehen, ehe ich zu sprechen gezwungen war."

"Das tut mir leid," entgegnete Oldenscott, dem ungenüßlich wurde. Der Mann da blickte ihn mit Augen an, die einen merkwürdigen Bann auf ihn ausübten. Er begann dunzel zu ahnen, was Joachim Nennert wollte. Dieser fuhr fort:

Gestatten Sie mir eine ganz kleine Reminiscenz auf die Vergangenheit, denn ich fürchte, Sie werden den Beweggrund meines Handelns vielleicht nicht ganz erfassen. Sie wissen, es gab Zeiten, wo der Mann ganz anders um das Weib, dem er Liebe entgegenbrachte, frette als heute. Es gab Zeiten und gibt solche heute noch bei barbarischen Völkern, wo der Mann im Dunkel der Nacht heimlich sich anschleicht, die Wachsamkeit seiner Gegner täuscht,

wie ein Dieb in der Nacht in das Lager dringt und die Frau, die er für seinen Herd erwählt, stiehlt."

Der Baron verlor sein spöttisches Lächeln und wurde blaß. Er nickte und versuchte sich den Anschein zu geben, als begriffe er die seltsame Rede nicht. Der Ingenieur aber fuhr unbefürchtet fort:

"Es gab Zeiten, wo diese Art der Brautwerbung für ritterlich galt, doch mir scheint, sie war feige —; hier ließ ihn ein leises Geräusch vor der Tür eine Pause machen. Gerade in diesem Moment nämlich war Renate an die Tür des Salons getreten und hatte instinktiv Halt gemacht. Da waren die letzten Sätze an ihr Ohr gedrungen. Sie preßte beide Hände gegen das Herz und blieb tief aufatmend stehen.

"Die Menschen schufen sich eine Kultur und eine Zivilisation. Man weiß, wie die Anfänge alles Gemeinnes zustande kamen: da der Schwache immer vor dem Starken besiegt wurde, und da die Schwachen dies als Unrecht empfanden, was doch einfach die Logik der Natur war, so taten sie sich zusammen, um mit vereinten Kräften sich gegen die einzelnen, welche stärker waren, zu schützen. Denn das war wieder ein interessantes Rechenexempel der Natur, daß sie die Starken nur vereinzelt und die Schwachen in Masse schuf. Die Schwachen also schützten sich durch Gesetze gegen die Starken. So wurde auch im Laufe der Zeit die Frage geregelt, wie der Mann werben darf um die, die er liebt. Er soll hintertreten vor jene, die ein Recht über die Geliebte haben, soll seine Vorzüge dargun und sie von jenen heischen. Zuerst waren diese Vorzüge ritterlicher Art: neben den Gütern, die er bieten konnte, kam die Kraft seines Armes, die Schärfe seines Auges, der Edelmut seines Geistes in Frage. Mit der Zeit aber, da die Begriffe sich änderten, wurde das anders. Die Kraft des Armes, die Schärfe des Auges und die Eigenschaft des Geistes traten zurück vor dem unendlichen Wert des Geldes. Da trat an Stelle der freien, edlen Wahl zwischen Mann und Weib ein ödes Geschäft, ein Schacher, nichts würdiger als ehemals der Diebstahl, den der Freier an Stamme der Braut beging. Um des Geldes willen wird die Liebe verraten, werden Geschlechter vernichtet, werden Nationen um ihre Kraft betrogen. — Sie verstehen mich doch, Herr Baron, und vermögen meinen Ausführungen zu folgen?"

"Vollständig. So interessant sie sind, verstehe ich doch nicht —"

"Nur einen Augenblick Geduld, und ich komme zur Sache! Ich wollte sagen, daß mir nichts verabschwendungswürdiger erscheint als dieser Handel. Den Menschen, die die Siegespalme der Kultur in Anspruch nehmen, war es vorbehalten, ihn zu erfinden. Nun gibt es aber Völker, die sich einen Rest der Unkraft und jener Gesetze, die einzig durch die Freiheit und die Kraft diktiert wurden, bewahrt haben. Da gehen die Männer hin, wenn sie ein Weib sich erkoren haben, treten mit bewaffneter Hand vor jene, die sich ein Recht über sie anmaßen, und verlangen sie im Namen der Kraft. Das, Herr Baron, scheint mir das vornehmste und, unserer Bestimmung nach, edelste Vorgehen, der Liebe einzig würdig."

"Gewiß. Doch ist das Ansichtssache. Und da wir nicht zu halb barbarischen Völkern gehören, sondern Gott sei Dank Gesetze für die sogenannten Starken geschaffen haben, so —"

Ein seltsames Lächeln flog über das gebräunte Antlitz des Ingenieurs. Er kreuzte die Arme über der Brust.

(Fortsetzung folgt.)

### Sinnspruch.

Das Maß von Größe, wozu du bestimmt bist, wirst du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichten Ziele deine Kräfte verschwendest. Schiller.

## Wiedergeburt.

Roman von Anna Medel.

(4. Fortsetzung) (Achtbuckel vorbehalten.)

**W**ie ein der leiblichen Stärkung Bedürftiger von Zeit zu Zeit die Hand nach einem Glase starken Weines ausstreckt mag, so griff Herr v. Gryn in kleinen Zwischenräumen nach dem Fernglas, kippte den Stuhl, bog die Gardine zurück und blickte zu der Ahnungslösen hinüber.

Daß er sie in Augenblicken völlig sich selbst hingeebener Ruhe beobachten konnte, machte ihm diese Stunden doppelt teuer, und daß er niemals in ihrer Haltung oder dem Ausdruck ihres Gesichtes etwas wahrnahm, das ihn beleidigt hätte, war ihm eine tiefe Beruhigung. Aber bisweilen stieg auch ein großer, schmerzlicher Reiz in ihm auf gegen die, die sie hatten leiten und erziehen dürfen. Er drängte die Empfindung nur mit Mühe zurück, weil er sich sagte, daß er kein Recht dazu habe. Ach, hatte er überhaupt noch Rechte?

Das Schicksal seines Freundes war ihm stets gegenwärtig. Würde es auch das seine sein? Sein Herz zitterte bei der bloßen Vorstellung, daß auch ihn so kalte, hohlerfüllte und vorwurfsvolle Worte entgegengerufen werden könnten. O Gott, o Gott, möchte doch eine höhere Macht ihm die Hände leiten, diese verwirren Fäden zu lösen. Er fühlte sich so schuldbehaftet; das Glück, das ihm in den Tündern dieses nie gesuchten Kindes ins Herz gezogen war, erschien ihm so unerdient, so unerwartet, wie uns vielleicht hätte, überaus schön die Herbsttage mit einem dankbaren Hochgefühl erfüllen. Wir bereiten uns schon auf unsere Stuben vor, die Winterkleider holen wir hervor — da kam noch einmal, was uns so still und froh macht. So klar und klar der Himmel, so warm und wohlthuend die Sonne! Wir wissen es, das Glück ist nur ein kurzes, aber es macht unser Herz so reich. Unser Mund ist stiller als damals im Sommer; wir wollen das Glück nicht verlassen. Wie leise ist nicht unser Lachen geworden! Wir streichen zärtlich und ein wenig blinzelnd über die toten Beren in den Hecken, die gelben Blätter; wir sprechen ihn nicht aus, aber unser Herz hat mir einen Wunsch — verweile noch!

Es kam eine ganze Reihe schöner, sonntiger Tage; und so waren auch diese stillen Mittagsstunden, die Herr v. Gryn so lieb gewonnen hatte, fast viele. Er glaubte, nie besser und schneller gearbeitet zu haben; und wenn er zu den gemeinsamen Mahlzeiten erschien, trug sein ganzes Wesen den Ausdruck seiner harmonischen Gemütsstimmung so deutlich bemerkbar, daß Frau v. Gryn ihm bisweilen die offene Hand lächelnd hinhielt. Er betradete schon seit Jahren seine Frau als die geeignetste Erscheinung in seinem Leben. Er wußte, daß von ihr nur gute Strömungen in sein Dasein flossen. Das es war, die ihm jetzt sein Kind in sein Haus geführt hatte, stimmte ihn oft übermäßig dankbar gegen sie. Er hatte eine gar nicht zu beschreibende Freude an dem Verkehr der beiden Frauen miteinander, und er kannte seine Gattin in ihrer Liebe zu ihm zu gut, als daß ihm im Hinblick auf sie vor der Zukunft gebangt hätte.

Er sprach selten zu seiner Tochter, und Crifa war seit der Ankunft des Hausherrn auch weniger mittelbar und Gesprächig als in den ersten Wochen — bei den gemeinsamen Mahlzeiten blieb sie oft ganz stumm. Herr v. Gryn fragte sich bisweilen, ob er die Ursache sei. Wirrte er vielleicht einschüchternd auf sie? Das wäre nicht unnatürlich gewesen. Er verstand sich zu gut auf die Gesichtszüge eines Menschen; ihre Sprache, das schnelle, flüchtige Eröten und Erblaffen waren ihm ein sicheres Zeichen, daß sie ängstlich schübel, ja sogar schon sei. Wie sein ihr Mund war, und wie seltsam es bisweilen um ihre Lippen zuckte! Man konnte sie gar nicht behutsam genug anfassen.

Er trat jetzt häufig mit einem Buch zu seiner Frau, um ihr vorzulesen. Er wußte, sie liebte solche Stunden. In schönen Tagen saß man draußen oder in der Veranda. Frau v. Gryn mit irgendeiner kostbaren Stickerei, die immer einen künstlerischen Gehalt hatte und zu der er oftmals seinen Rat und

sein Urteil hinsichtlich der Farbewirkung abgab. Manchmal konnte es auch geschehen, das er seinen Bleistift aus der Tasche nahm und eine Linie in ihrer Aufzeichnung verbesserte. Er hatte keinen Platz dicht neben dem ihren, aber er setzte sich so, daß er Crifa beobachten konnte. Er glaubte nie mehr Versunkenheit in fremde Schicksale, Hingierigkeit von der Sprache eines Dichters wahrgenommen zu haben. Einmal sah er Tränen in ihren Augen glänzen, und er fragte sich, ob sie auch ihm einst eine so andächtige, verständnisvolle Zuhörerin sein würde, wenn er ihr die Geschichte seines Lebens und die Liebe zu ihrer Mutter erzählen würde. Bei solchen Gedanken konnte seine Stimme matt und klanglos werden und das Buch seinen Händen entfallen. Ach, warum konnte er die Stunden nicht halten? Warum mußte der Tag kommen, wo er sprechen sollte? Er fühlte, er wußte, schöner, harmonischer konnte ihr Zusammenleben nie werden.

Man schrieb jetzt Mitte Juni; noch vierzehn Tage, und Bens Ferien begannen. Herr v. Gryn beschloß, erst diese Zeit vorübergehen zu lassen. Es schien für alle Beteiligten besser. Da erhielt er einen Brief vom Anstaltsdirektor. Sein Zunge war krank. Der Arzt meinte Gelenkrheumatismus. Es würde eine langwierige Geschichte werden, auch schmerzhaft, aber Gefahr sei nicht vorhanden.

Nach längerem Überlegen ward beschlossen, daß Frau v. Gryn hinreisen sollte.

Crifa als sie fort war, merkte Crifa, wie still und farblos es ohne sie war. Das große Haus schien noch einmal so groß, und laut und besprechend hallen jetzt die Schritte, wenn man die Treppe hinaufstieg oder den Gang entlang kam! Ihr war bange — sie würde sich sehr allein fühlen in diesen Tagen, so heimtätig und nirgend hingehörig. Es war doch traurig und eigenartig — überall, wohin sie kam, hatte sie dies schwere, mutlose Gefühl im Herzen, daß hier nicht der Platz sei, auf den sie ein Anrecht hatte. Gab es denn überhaupt einen solchen Platz in der Welt?

Die Tage gestalteten sich anders. Es war ja auch gar nicht anders möglich, als daß sie sie fühlte, diese stille, ununterbrochene Fürsorge und Liebe, die sie umgab, wo sie ging und stand. Sie war wohl gart und unausgesprochen, aber sie zitterte durch in jedem Wort, das er zu ihr sprach, und gab dem Blick, der sie umfing, diese wunderbare Wärme und Kraft. Sie fühlte und spürte alles, ohne sich des stillen, kindlichen Glücksempfindens, das leise, leise in ihr Herz Einzug hielt, bewußt zu werden. Sie ging leicht und mühelos, fast wie getragen, durch diese Wochen; und wenn sie abends einschlief, hatte sie ein süßes Gefühl des Geborgenseins, das ihr schon seit ihren Kindertagen nicht mehr vertraut war.

Es kamen sehr schwüle und heiße Tage. Die Sonne schien verborgen hinter einer bleichen, unbeweglichen Wolkenschicht, und die ganze Atmosphäre war mit glutwarmer, bedrückender Feuchtigkeit erfüllt. Die Landleute blickten zum Himmel hinauf und strichen sich die schweißbedeckte Stirn — würde nicht endlich ein Gewitter losbrechen?

Auch auf Crifa lastete diese Schwüle. Sie fühlte sich matt, und die Glieder schmerzten sie, dazu schlug das Herz langsam und schwer. Haar und Hände fühlten sich feucht an. Was war ihr nur? Sie wollte glücklich und herzensfroh sein — es war doch Sommer, der schöne, reiche, spendende Sommer, nach dem sie sich all die Wintermonate gelehnt hatte. Sie wollte voll Dankbarkeit an die Güte denken, die sie empfang — aber es zog keine Freude in ihr Herz ein, alles blieb düster, drohend und unheilvoll.

Und dann kam es. Die Furcht vor Gewitter bedeutete in Crifas Leben eine noch nicht ganz geordnete Angelegenheit. Sie war immer vorhanden gewesen. Schon als ganz kleines Mädchen hatte sie geängstigt und todesstrammig ihren Anel aufgesucht, wenn Blitz und Donner über das Dach hingogen. Aber es ist nicht dasselbe mit der Furcht eines erwachsenen Menschen, und Crifa war fast achtzehn Jahre alt. Man steht vor sich selber so anders da. Damals fürchtete sie Blitz und Donner als ein drohendes Scheltwort Gottes, der

im Unwetter ganz nahe zu den Menschen auf seiner geladenen Wolke herniedersteigt und sie an seine Allmacht und Stärke erinnert. Sie hatte sich an ihren Dinkel gedrückt, die Händchen gefaltet und heimlich ihr Nachtgebet gesprochen und alles, was sie sonst noch auf dem Herzen hatte. Dabei wird man allmählich ruhiger und schläft ein; und wenn sie morgens aufwachte, lag sie in ihrem Kinderbett und wußte nicht recht, ob sie geträumt hatte, oder ob Wirklichkeit war, was als verschwommene, wüste Erinnerung in ihr lebte.

Jetzt wußte sie, daß ein Gewitter nichts weiter ist als eine bloße Naturerscheinung, und daß Blitze sehr selten zünden. Aber konnte sie mit all diesen Vernunftgründen diese Furcht aus ihrem Herzen bannen? Diese unbegreifliche, nervöse Furcht vor etwas Schrecklichem, das gar nicht vorhanden war?

Die große Tür der Veranda stand offen. Es zog, und Erika fröstelte stark, aber Fräulein Klettner sprach von einem herrlichen, erfrischenden, kühlen Luftzug, und so schwieg sie denn. Draußen ging der Regen auf die weißen Sandsteintreppen nieder — er wurde stärker und immer stärker. Blitz und Donner jagten sich. Das ferne, verschwommene Rollen hatte schon nachgelassen, denn das Gewitter kam näher, und über dem Hause knatterte und krachte es in immer heftigeren Schlägen. Fräulein Klettner saß emsig bei ihrer Häfelarbeit, und Erika hatte die Hände krampfhaft im Schoß verschlungen. Da — — —!

Wieder flog ein Blitz, grellfarbig und gezackt wie ein Flammenschwert, vorüber, und gerade oberhalb des Hauses krachte es los. Draußen wurden Stimmen laut, selbst Fräulein Klettner hob den Kopf, und das Dienstmädchen in der angelehnten Küchentür schrie auf. Erika konnte es nicht mehr ertragen. Sie sprang auf, öffnete die Tür zu Herrn v. Gryn's Zimmer und trat ein. Er hatte an seinem Arbeitstisch gesessen, und jetzt, bei dem heftigen Schlag, war er auch aufgesprungen und schaute zum Fenster hinaus. Als er Erika erblickte, streckte er ihr die Hand entgegen. Sie fragte, ob sie nicht hierbleiben könne, bei ihm, sie fürchte sich so sehr.

Herr v. Gryn war unsagbar gut und tröstend. Als Erika fünf Minuten ihre Hand in der seinen hatte und sich der wohlthuenden Ruhe und Güte seiner Stimme hingab, wich alle Angst und Beklemmung von ihr. Sie mußte sich auf das kleine Sofa setzen und die Augen schließen und durfte ihm ihre Hand nicht entziehen. Es geschehe nichts. Sie solle ganz ruhig sein. In einer halben Stunde sei alles vorüber, dann könne sie sich schlafen legen, und morgen sei die ganze Natur erfrischt und noch einmal so schön. Der Regen habe notgetan. Sie möge nur hören, wie es draußen aufschlage, das wäre ja fast wie ein Wolkenbruch — er werde die Stotkrofen kaputt machen, aber daran lasse sich nichts ändern. Nun lasse auch die Heftigkeit der Blitze schon nach; wenn der Regen ein wenig aufhöre, solle sie mal mit ihm hinauskommen, draußen weiche alle Angst und Beklemmung, und man werde sich der Segnungen so eines Gewitters erst recht bewußt!

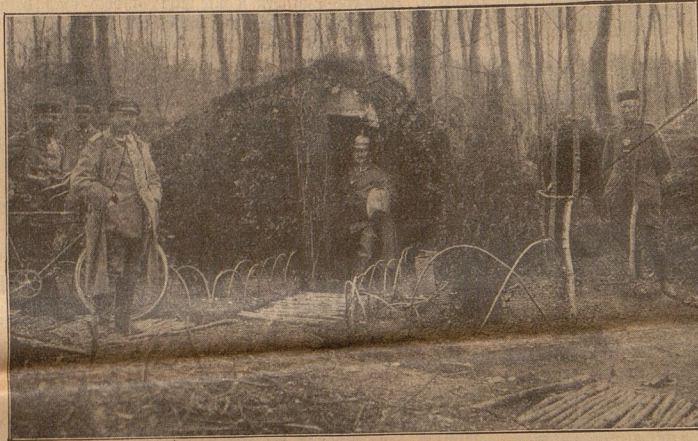
So trat denn Erika mit Herrn v. Gryn auf den Hof und ging mit ihm auf den nassen Kiesweg in den großen Rasenplatz herum. Es war dunkel, und nur die erleuchteten Fenster aus den Arbeiterwohnungen drunkten im Dorf und dann die Blitze, die noch hin und wieder die Luft durchzuckten, gaben Schein. Es war zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie sich während eines Gewitters hinausmagte. Sie fürchtete sich gar nicht mehr, die Luft war so herrlich befreiend, und sie meinte, das heimliche

Aufatmen all der tausend Blätter und Gräser rundum zu verspüren. Auch sie atmete tief und kräftig. Der Regen floß immer noch und näßte ihr Gesicht und Wangen.

Herr v. Gryn erzählte ihr von den Gewittern, wie er sie im Hochgebirge oft erlebt. Sa, wunderbare, merkwürdige Naturerscheinungen. Und welch herrliche Beleuchtung zuweilen! Sie sitzen ruhig im Tal; auf den Höhen, wo die Kette weiden, liegt hell der Sonnenschein, und alles ist ruhig und friedlich. Aber wenn Sie den Blick heben, sehen Sie, wie dort auf den Bergen in grauer Finsternis sich das heftigste Unwetter abspielt. Wie sich die Blitze jagen — roten, glühenden Schlangen gleich zischen sie die Berge hernieder, und der Donner kracht, als ob das Gebirge in sich zusammenstürzen müßte. Aber nach einer halben Stunde ist der böse Spuk verschwunden."

Erika blickte still und versonnen geradeaus. Sie wußte eigentlich nicht recht warum, aber sie fühlte sich unbeschreiblich wohl und zufrieden.

Ob sie schon etwas von der Welt gesehen habe, fragte Herr v. Gryn. Nein, gar nichts, sie war immer bei ihrem Dinkel gewesen.



Die Eingänge zu den Erdwohnungen der deutschen Truppen im Argonnenwald.

Im Argonnenwald wird seit mehreren Monaten hartnäckig gekämpft. Da die Truppen an den einzelnen Laugraben und Stellungen längere Zeit stehen bleiben, so haben sich dieselben ihre Quartiere mit selbsterfindlichem Geiste so behaglich wie möglich ausgestattet. Wir sehen hier die Eingänge zu den Erdwohnungen aus Stroh und Zweigen gebildet, und die Verbindungswege zwischen den einzelnen Erdhöhlen, wo unsere Truppen bomben- und schrapnellsticher wohnen und schlafen, werden ganz wie bei uns die Gartenwege gesäubert, geebnet und mit Zweigen als Fänge begrenzt. So ein Lager der deutschen Truppen sieht nach einigen Tagen sehr wohlighalt aus, so daß man glaubt, die Truppen hätten wochenlang hier gewohnt.

Ob sie denn nicht das Verlangen habe, einmal hinauszu kommen. An der Heimat hinge unser Herz, das sei wohl wahr, aber es gäbe schönere Länder. Erika sagte, daß ihre Verhältnisse nicht derart wären, auch stände sie mutterseelen allein auf der Welt, und allein mache das Reisen keine Freude; dann fühle man sich auch an dem allerschönsten Fleck der Erde unglücklich und einsam.

Sa, da habe sie recht, meinte Herr v. Gryn, aber wie wäre es, wenn sie im nächsten Jahr mit ihm und seiner Frau zusammen auf die Wanderschaft ginge. Dann wären sie ihrer drei, und das wäre gerade das richtige. Nein, allein müsse man nicht reisen, das habe auch er diesmal empfunden. Da komme man nur auf dumme Gedanken. Er sei froh, daß er wieder dabeim sei.

Sie waren nun wieder an der Sandsteintreppe angelangt. Herr v. Gryn strich über Erika's Haar und sagte: „Ihr Haar ist noch wie das einer Meerfrau; nun müssen Sie hinausgehen und sich schlafen legen, sonst erkälten Sie sich, und dann haben wir noch einen Patienten. Ich hatte heute einen Brief von meiner Frau. Es geht Ben von Tag zu Tag besser. Sonntag kommen beide wieder. Das ist in drei Tagen. Gute Nacht, Kind!“

Erika stand noch unschlüssig auf ihrem Fleck.

„Nun, was ist? Fürchten Sie sich noch?“

„Nein — aber —“

„Aber?“

„Ich weiß nicht, was es ist“, sagte Erika. „Vorhin war mir das Herz so schwer, und ich fühlte mich unglücklich. Jetzt ist alles wieder schön. Ich möchte es sagen. Ich bin Ihnen so dankbar!“ Sie beugte sich über Herrn v. Gryn's Hand und küßte sie.

Es war ein wenig zu viel für ihn. Er hätte sie so gern in seine Arme genommen, aber er hatte sich fest vorgenommen, niemals einen Augenblick der Ergrißtheit den Anlaß sein zu lassen. So sagte er nur: „Kind, liebes Kind!“ Aber seine Stimme bebte.

8. Kapitel.

Benjamin v. Gryn war doch noch ein wenig leidend, als er nach Hause kam. Seine Ankniff wäre sonst ganz anders gewesen. Er pflegte aus dem Wagen zu springen, noch ehe die Pferde hielten und seinem Vater — ja, immer zuerst seinem Vater — mit einem kräftigen Satz und lautem Freudentuschrei um den Hals zu fallen. Dann folgte dieselbe stürmische Begrüßung mit der Mutter, die sehr lange dauerte und noch viel länger gewährt haben würde, wenn Wolf mit seinem lauten Wollen und freudigem Heulen nicht Mutter und Sohn getrennt hätte. Darauf pflegte Ben das ganze Haus von unten bis oben zu durchstöbern, die Hinterstuben — den Bodenraum und dann die Küche, um zu sehen, ob noch alles so sei, wie er es im letzten Semester verlassen. Und nach dem Bohnhaufe gelangten der Viehstall und die Inspektorenwohnung zu einer Besichtigung. Er begrüßte alle Leute laut und glücklich, beklopfte die Pferde, musterte die neu angeschafften Geräte und verabredete sogleich mit Herrn Westend einen Gang auf die Fesber in der Morgenfrühe des nächsten Tages und mit dem Gärtner einen Marsch auf das Moor zwecks Fischfangs... So war das bisher immer gewesen.

Diesmal verlief seine Ankniff ein wenig gedämpfter und mattfarbiger. Es flog zwar das alte, glückselige Lächeln über sein Gesicht, als der Wagen vorfuhr, aber das Heraussteigen war nicht ganz so sprunghaft wie sonst, und die herrliche Begrüßung mit dem Vater weniger stürmisch. Er war doch noch ein wenig blaß, und die Glieder wollten noch nicht so, wie sie gesollt hätten. Die Reise hatte ihn angegriffen. Sein dickbackiges, rundliches Kindergesichtchen war ein wenig schmal und bleich, und die Augen, die schönen, tiefblauen Augen der Mutter mit dem freundlich-flugenden Blick, waren groß und melancholisch geworden.

Aber alles das würde sich geben. Auf Petershof wehte eine gesunde Luft. In acht Tagen würde er wieder der alte frohliche, ungestüme Ben sein, der vom Morgen bis zum Abend reden mußte, um sein übervolles Herz zu erleichtern. Und so geschah es. Frau v. Gryn's sorgenvoller Blick wurde wieder frei und unbefahet, wenn sie ihren Sohn ansah, und es lag keine Besorgnis mehr in ihrem Ton, wenn sie ihm mit der Hand über das kurzgeschmittenen Haar fuhr und ihn ihren alten Jungen nannte. Er war wieder wie sonst ihr unvermeidlicher Begleiter durch Haus und Garten, Küche und Keller und berichtete ihr aus seinem bewegten Knabenleben. Und dann saß er wieder bei dem Vater in dessen Arbeitszimmer.

„Papa“, sagte er, indem er das Buch ungelesen in der Luft schwenkte und zu Herrn v. Gryn hinüberblickte, „es ist wirklich so schön, einmal wieder bei Dir zu sein. Du glaubst gar nicht, was für ein grandioßer Gentleman Du bist. Weinst Du, meine Kameraden hätten solchen Vater wie Du bist? Keine



Idee! Adolf denken etwa? Na, der alte Herr war einmal da, Pfingsten war's, er holte Adolf ab — ich sage Dir! Er ging mit uns an den See und ruderte mit uns, und nachher führte er uns in eine Konditorei — ja, das war alles ganz nett und schön — aber so ein Prachtmensch wie Du ist er deshalb noch lange nicht. Die ganze Klasse schwärmt auch für Dich, und Heinrich v. Senden erklärte neulich, Du sähest Perfektes ähnlich. Er ist nämlich groß in alter Geschichte. Ich habe ja den Herrn niemals gesehen und kann darum in punto Ähnlichkeit nichts sagen, aber weißt Du, Vater, ich glaube wirklich, es ist etwas an Dir, was ich mir immer bei Perfektes vorstelle.“

„Nun höre aber an“, sagte Herr v. Gryn.  
„Nein, wirklich, Vater, so denke ich mir ihn: Fein, flug, integer. Künstler und Staatsmann in einer Person.“

„So?“  
„Bitte, Papa, sei nicht so ironisch. Es ist wirklich meine Ueberzeugung, Du wärst ein großartiger Politiker geworden.“

„Na, Ben“, sagte Herr v. Gryn, „nun höre aber wirklich auf. Das ist ja nicht mehr zum Anhören.“ Er stand auf und zündete sich eine Zigarre an. „Ich vermute, daß Perfektes Dir seinerzeit keine Zigarre angeboten hätte — ich folge also seinem großen Beispiel und tue es ebenfalls nicht. Aber sei etwas gerader, mein Junge. Du hast Dir vermutlich in Deiner Krankheit eine recht schlechte Haltung angewöhnt. Und auf die Haltung kommt es nun einmal an im Leben.“ Er wollte in einem Anfall von Selbstironie hinzusehen, daß sie vielleicht das einzige sei, was er nach außen hin stets untadelig zur Schau getragen habe — als aber sein Blick auf das zarte, kindliche Gesicht fiel, unterließ er es. Es war etwas so Glückselig-Sitrahendes, eine so unverhoffte Bewunderung in dem großen Kinderblick, der unermüdet zu ihm auf sah, daß es ihm schwer wurde, diesen Auger standzuhalten. Er trat auf seinen Sohn zu und umschlang ihn. „Ben, mein Junge“, sagte er, „Du machst mehr, weit mehr als mir, als mir zukommt. Du solltest das wirklich nicht tun. Sieh mal, es ist gar nicht so leicht, fortwährend solch ein Sturzbad von Bewunderung über sich ergehen zu lassen, während man sich doch sagen muß, daß man derlei gar nicht verdient. Verstehst Du, wie ich das meine? Es ist ja hübsch, wenn Du Deinen alten Vater lieb hast, und ich bin von ganzem Herzen froh darüber, aber Du darfst niemals vergessen, daß er auch nur ein Mensch ist und seine großen Schwächen hat. Es ist gar kein schönes Recht, Ben, gewiß nicht, aber wir müssen es doch mehr oder weniger alle einmal für uns in Anspruch nehmen. Und Du entziehst es mir, wenn Du mir immer solche bewundernden Sachen sagst — die mir bei Gott nicht zukommen.“

Ben war noch ein wenig schwach von der Krankheit. Er drückte sich fester an seinen Vater heran, und sein Gesicht war dunkelrot und warm geworden. „Papa“, sagte er, „als ich krank war, hatte ich einmal einen komischen Traum. Ich hätte ihn Dir ja sonst nicht erzählt, aber weil Du doch davon sprichst. Es war nämlich eigentlich auch kein Traum, es war mehr eine Fieberphantasie, aber deshalb war es auch so schrecklich! Du glaubst gar nicht, wie! Noch jetzt manchmal nachts muß ich daran denken, Papa — dann bin ich so unglücklich, und der Kopf ist mir so schwer. Es war ja eigentlich weiter gar nichts, was ich ordentlich erzählen könnte — gar keine wunderbare Begebenheit, wie das doch oft im Fieber so ist; es war — wie soll ich mich nur gleich ausdrücken? Ja, es war das Bewußtsein, das fürchterliche, schwere Bewußtsein, daß Du ein ganz schlechter Mensch seiest. Ich weiß nicht mehr, was Du getan hättest. Ich habe es, glaube ich, auch niemals gewünscht, jedenfalls lag es in weiter Ferne, und in mir lebte nur das dunkle Gefühl, daß ich Dich verloren hatte. Verstehst Du das? Ach, es war gräßlich! Jetzt weiß ich wohl, es war das Fieber. Aber es mußte mir doch nichts, daß ich mir immer wieder sagte, daß es nur ein Traum sei. Denn ich lag mit offenen Augen, und meine Finger fühlten die Bettdecke und das Wasserglas auf dem

Tisch nebenan, und doch konnte ich diesen entsetzlichen Druck im Kopf und in der Brust nicht loswerden. Erst ganz langsam, als Mama kam, wurde es besser, d. h. ganz wich es erst, als ich hierher kam und Du vor der Tür standest, gerade so wie sonst.“

„Da wurde es Dir klar, daß ich kein — — schlechter Mensch sei?“ fragte Herr v. Gryn.

„Ja, Papa, da war es ganz weg. Aber bitte, Papa, sage Mama nichts davon. Frauen“, Bens Stimme wurde ein wenig atflüg. „Frauen haben für so etwas nicht das richtige Verständnis! Sie wissen ja nicht, was Ehre ist.“

Er löste sich von dem Vater mit einem Seufzer. Sein Gesicht war heiß und rot, und die Haare klebten vorn an der feuchten Stirn. „Papa, erlaubst Du wohl, daß ich mich hier ein wenig in Deinen Stuhl lege? Ich bin immer so müde von der Krankheit, und ich möchte gern bei Dir bleiben, da ist es doch am schönsten.“

„Ja, mein Junge, schlafe nur“, sagte Herr v. Gryn. Er breitete eine Decke über Ben, der ihm mit geschlossenen Wimpern matt zulächelte. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und trante in seinen Papieren. Aber das Schreiben wollte nicht gehen. Er stützte den Kopf in die Hand und blickte zu seinem Sohn hinüber. Er wäre gern aufgestanden und hätte das ruhig atmende Kindergesicht in die Hände genommen und zärtlich gestreichelt. Aber er fürchtete, den Schläfer zu wecken.

Die Freundschaft zwischen Ben und Grifa war am Nachmittag des zweiten Tages geschlossen worden. Es hatte sich verhalten wie folgt: Herr und Frau v. Gryn, Grifa und Ben saßen in der Veranda. Man hatte Kaffee getrunken, der Tisch war abgeräumt worden, und man plauderte, das heißt, Ben hatte aus seinem ereignisreichen Knabenleben berichtet. Darauf war die Postkutsche gekommen, hatte Briefe und Zeitungen gebracht, und es war Stillschweigen eingetreten, denn Herr v. Gryn blätterte in einer Zeitschrift, Frau v. Gryn hatte einen Brief erhalten, Grifa nähte an ihrer Decke, und Ben besah ein illustriertes Heft. Aber die Bilder waren wenig fesselnd, er mußte immer über den Rand des Buches wegschauen, auch die zünkelnden Greife waren nicht imponierend, das Interesse ihrer Schöpferin so ohne weiteres für sich in Anspruch zu nehmen, und Grifas Auge wanderte durch die geöffnete Tür auf die hohen Lebensbäume des Rasens, über die hochstämmigen Kiefern hinweg zu dem gegenüberliegenden Gelände, wo man undeutlich ein Kornfeld in der Nachmittagssonne schimmern sah. Es war wieder einmal ein Sommertag, der so leise und glückselig hinter ihr herschritt, daß sie sich immer umsehen mußte, ob er noch dort war, ob sie sich auch nicht irre. Und dabei im letzten Herzenswinkel immer das Gefühl, daß hier ja keine bleibende Statt für sie sei, daß sie ja eine Fremde sei, überall eine Fremde. Da begegnete ihr Auge dem Bens, der ihr mit einem suchend-zärtlichen Blick in die ihrigen sah und dann, während ein Lächeln um seinen Knabemund spielte, das schöne, aus dem Herzen kommende Lächeln der Mutter, ihr heimlich und verstohlen seine Hand hinsteckte.

Es war kein Wort zwischen ihnen gewechselt worden, sie hatten sich nicht einmal bei ihrem Namen genannt, aber in Grifas Herz war plötzlich etwas unendlich Beglückendes gelegt, und sie hatte den Druck der ihr gereichten Hand erwidert.

Seit jener Stunde waren sie Freunde, und Ben kultivierte diese Freundschaft mit der dienstfertigen Nüchternheit seiner dreizehn Jahre.

Außerdem, es mußte gesagt werden, es gab so unendlich viele Dinge, die man mit Grifa weit besser besprechen konnte als mit Vater und Mutter. Was das für Dinge waren, Ben hätte es nicht sagen können, durchaus nicht lange Abhandlungen über dieses oder jenes gewichtige Thema, sondern ganz gelegentliche Einfälle, Gedanken, Fragen über — ja, worüber denn eigentlich? Ben machte sich die Sache durchaus nicht so peinlich klar; hätte er sich einmal die Mühe gegeben, so würde er die Entdeckung gemacht haben, daß all diese Fragen Dinge behandelten, bei denen seine Eltern zu sagen pflegten:

„Ach, Junge, das ist nichts für Dich“, oder „Was redest Du da wieder für dummes Zeug.“ Mit Grifa war das etwas ganz anderes.

Da saßen sie nun beide auf der großen Bank unter den weißstämmigen Birken. Sie hatten einen Korb leuchtender Glaskirichen vor sich, die sie sich mit Mühe und Anstrengung hinten im Garten gepflückt hatten. Jetzt folgte das Ausröhren und die Verteilung der Beute, und sie hatten sich zu dem Zweck einen Büschel Khabarberblätter geholt, auf die jeder seinen Anteil legte. Es war selbstverständlich, daß Ben Grifa die schönsten und rotesten hinstob, und ebenso selbstverständlich, daß Grifa sich solche Bevorzugung nicht gefallen lassen wollte.

„Also eine Vogelscheuche, Grifa. Und zwar heute noch, denn sonst haben uns die Bienen morgen alles abgefressen. Das können wir nicht, meinst Du? Wir nageln zwei Stöcke, einen kurzen und einen langen, kreuzweise übereinander, dann haben wir das Gefell. Eine alte Tacke kann ich liefern, und einen Hut finden wir schon. Ja, den finden wir schon, eigentlich könnte uns Fräulein Kletmer die ganze Mühe sparen und sich selbst hinstellen.“

„Sei doch nicht so hochhaft“, sagte Grifa, „sie ist doch auch bald fünfzig Jahre alt. Wenn wir erst so alt sind!“

Das war eine Bemerkung, die zum Nachdenken aufforderte.

Sie saßen eine Weile schweigend. Ben legte seinen Arm zärtlich um Grifa und strich ihr eine Haarsträhne hinter das Ohr.

„Grifa, ich habe Dich so lieb!“ Er sagte es täglich mehrere Male, und es war stets das Ergebnis einer längeren, andächtigen Betrachtung ihrer Gestalt und brachte jedesmal eine tiefe Beglückung über Grifa.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs-Allerlei

Die Zigarre, die Bismarck am besten schmeckt. Bismarck erzählte einmal: „Bei einer Schlacht habe ich mir noch eine einzige Zigarre in der Tasche, und die hielt ich wie ein Geißels seinen Schwanz. Ich gönnte sie mir eigentlich selbst noch nicht. Mit glühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich verrechnet. Ich sah einen armen verwundeten Dragoner, hilflos lag er da, beide Arme waren ihm zerquetscht, und er wimmerte nach einer Erquickung. Ich suchte in allen Taschen nach, fand aber nur Geld, und das nützte ihm nichts. Doch hast, ich hatte ja noch eine kostbare Zigarre, die rauchte ich ihm an und deckte sie ihm zwischen die Zähne. Das dankbare Zächeln des Unglücklichen hätte man sehen sollen. So föhlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt, wie diese, die ich nicht rauchte.“

Der arbeitslose Reservebar. Man schreibt der „Mittelmeiner Zeitung“: Das Notermann war glücklich Befanden. Jetzt kam es für den neugeborenen Reservebar darauf an, bei einem Regiment angenommen zu werden, damit er das Examen nicht noch einmal wiederholen mußte. Die Regimenter waren mit Freiwilligen überfüllt. Da kam ihm ein Gedanke. Er ließ sich in die Liste der Arbeitslosen eintragen, weil er gehört hatte, daß Arbeiter ohne Beschäftigung alsbald eingestellt würden. Binnen 48 Stunden war der arbeitslose Reservebar schmuder Musketeer im 14. Infanterie-Regiment.

Das Studium im — Schützengraben. Aus Göttingen wird folgendes ergötliche Geschichtchen erzählt: Eins wird vielen Göttinger Studenten in Friedenszeiten zur „Unmöglichkeit“ — das Arbeiten nämlich. Der Krieg aber ändert vieles und — so kurios es klingen mag — auch die Arbeitsunlust der lustigen Brüder Studia. Eine Ursache besagt dies jetzt klipp und klar. Es flattert jetzt nämlich ein Göttinger Brief von seinem Mieter, einem „angehobten“ Semester, nachlebende einzigartige Karte auf den Kaffeeisch: „Da wir hier im Schützengraben vorausichtlich noch recht lange liegen und ich infolgedessen genug Zeit zum Arbeiten habe, so möchte ich Sie bitten, mir umgehend folgende drei Bücher zu senden: 1. Hollmann: Organische Chemie, 2. Ein anorganisches Buch, 3. Vorname: „Hygiene.“ — Der Brief hat natürlich dem seltsamen Wunsch schleunigst Folge geleistet, denn er wußte, daß Arbeitslust nicht allzuoft bei seinen Mietern zu Hause war.“

Hebers Ohr gehauen. Graf Michael Karoljki begegnet einem Diener, der zu Beginn des Krieges eingekleidet war und wegen einer Verletzung auf dem serbischen Kriegsschauplatz einige Wochen Urlaub erhalten hat. „Na, mein Sohn“, redet ihn der Graf an, „ich habe gehört, daß Du

Dich heldenhaft benommen hast. Ich will Dich beschenken. Was wünschest Du Dir?" — „Aho, Euer Hochwohlgebornen, so viele Kronen, wie von einem Ohr zum andern Platz haben!" — „Wird das nicht zu wenig sein?" — „Ich begnüge mich schon damit!" Graf Karoliti willigt in die Sache ein und will gerade die Entfernung zwischen den beiden Ohren seines Dieners abmessen, als es sich heraus stellt, daß dieser nur ein Ohr hat. „Wo ist Dein zweites Ohr?" — „Das, Euer Hochwohlgebornen, habe ich bei Schabaz gelassen!"

**Kriegs-Geistes.**

**Starke Nerven.** Vor Velfort liegt eine Schützenkette von Landwehrmännern. Eine Kugel schlägt einem der Leute der Helm ab. Gleichmütig bückt sich der Mann danach und setzt den Helm wieder auf. Das Gefecht geht weiter. Zum zweitenmal wird der Landwehrmann am Helm getroffen. Und wieder bedeckt er sich ohne eine Spur von Erregung. Aber der Gegner ist hartnäckig. Eine dritte Kugel durchbohrt die Ritelhaube. Der Landwehrmann nimmt sie ab und legt sie neben sich. Abermals kommt eine Kugel geflogen. Sie streift die Schädeldede des Landwehrmanns und zieht eine lange, blutige Rinne.

„Söhäl!" lachte da der Brabe, „diesmal seid Ihr aber rungefallen!"

Zufall. Sautke (beim Braten einer Gans): „Wie ich ihr getriegt hab? Mein lieber Freund, streng reell. Also ich sieh' at Vorposten. Plötzlich schleicht sie sich heran. Ich ru: „Der da?" Aber da gibt sie keine Antwort. Na, ad da hab' ich sie dann erwischt!"



**Rätsel-Ecke**

**Rätsel.**

I.

Dem eifigen Winterrost, der Sonne glühenden Brand Trost' ich mit altem Mut und stehe unverwandt, Wo mir's die Pflicht befiehlt; flets bin ich ganz alleine, Auch hab' ich Irene wohl, nur fehlen mir die Beine, Und manchen Schwäper gleich zeig' ich dir ohne Müß' Zwar gern den rechten Weg, doch geh' ich selbst ihn nie.

II.

Ich bin ein König, aber ach! Letz bricht der Krieg in Wintern auf mich los. Mein Hof ist mir getren und stellt mich felen bloß, Doch eines Dieners Fall zieht oft den meinen nach. Erhebt mich auch mein Feind oft selbst von diesem wieder, So wirft er, wenn er kann, mich gleich auß' neue nieder.

III.

Immer meinen sie das Schöne, Wenn sie meinen Namen kennen, Seien's Menschen, seien's Dinge, Welchen sie ihn zuerkennen. An der Pfanze bin ich oben, Und am Hofen immer hinten; An dem Beine muß die Raie Vor der Jünge mich schon finden.

Anfügung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:

I. Panama. — II. Wilsfang.

# Karte von Frankreich

Maßstab 1:1000000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korsika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine ideale Orientierung der Kämpfe auf dem weitlichen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zuendung erfolgt gegen Voreinendung d. Betrages portofrei

## Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Extraktreiche und wohlbekömmliche **Likör-Essenzen** mit Rezepten  
1 Dtzd. Flaschen sortiert für 12 Liter ausreichend Mk. 275 franko überallhin.  
Chemische Werke E. Walthor, Halle a. S., Mühlweg 20.

**Geld** gibt ohne Bürgen, schnell, reell, fulante Katenrückgaben, seit 1891 bestehende Firma Schutz & Co., Berlin 110, Kreuzbergstraße 21, Rückporto.

**Technikum** Masch.-Elektr.-Ing., T. Werkm. Hainichen i. Sa. Lehrfahr. Progr.-Fr.

**Neue Gänsefedern.** wie sie von der Gans gerupft werden, mit allen Daunen & Fed. 1,60 Mk. Dieselben Federn, mit allen Daunen, grob gerissen, & Fed. 2,35 Mk., gut gerissen, mit allen Daunen & Fed. 3,35 Mk., verende gegen Blau, nehm, was nicht gefüllt, zurück.  
August Schuch, Gänsestasstalt, Neu-Zerbin 9 (Oderbruch)

**Anzeigen** haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

**Glichés** in **Matotypie** und **Strichätzung**  
**Wilhelm Greve**  
Graph. Kanstanzstalt  
Schnellste Lieferung **Berlin S.W.**  
Billigste Preise **Rittersstraße 50.**



Bildgröße 28x38 cm  
Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

### BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und unseren HEERI-FÜHRERN in

### Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft m. b. H.

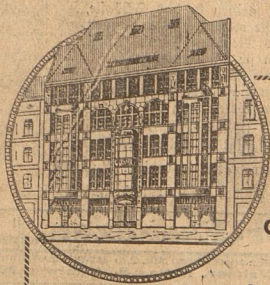
Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.
- Wilhelm, Kronprinz von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst

# Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084  
Telegraphaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöne-weide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen, sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Sieben erschienen!

Sieben erschienen!

## Wilhelm Greve's Karte

vom

## Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A



Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto oder gegen Nachnahme von

**Wilhelm Greve,** Königl. Hof-Lithographie,  
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Fernsprecher: Amt Moritz-  
platz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Fernsprecher: Amt Moritz-  
platz 1671, 9862, 11084